Die Weltdame.

Roman von E. Vera.

(16. Fortsetzung)

Aber alle drei Augenpaare blickten so lächelnd auf den gegenüberliegenden Heimweh sehen. Der Doktor Hand in fürsorglichem Nachdenken. Mag einmal gestehen ich verwunderter Gebärdensprache und temperamentvoller Mienen, Margrit mit unverhüllten Verlangen. Sie begann leise von ihren Blumen und Tieren zu sprechen, vor allem von den Meerschweinchen, und ob die alte Magd auch wohl alles gut besorge. Schnell die willkommene Gelegenheit ergreifend, um den Bann abzuschütteln, nickte ihr Vater sie mit dem Heimweh nach ihren Tieren und Blumen, daß sie unfehlbar auf jeder Reise zu beklagen pflege. Unter seinem monotonen Geplauder trat man den Rückweg an.

Der Doktor machte den Vorschlag, ihn über die Heimwehfluh zu nehmen. Dort sei dann die passende Stunde, im Restaurant eine Tasse Kaffee zu nehmen.

Max fuhr ein Stich durchs Herz. Er wollte auffahren, abwehren, besann sich und stimmte hastig zu. Nach kurzer Zeit waren sie unten angelangt; während der Doktor noch mit der Zeitung bei seinem Kaffee sitzen blieb, traten Max und Margrit hinaus. Sie suchten und fanden ein einsames Plätzchen, an dem die Gebirgsaussicht vor ihnen lag. Zunächst der Wald des Rugens und näher, als Max es je gesehen, in dem Sattel der dunkleren Vorberge die schneeige Jungfraukette.

„Heimwehfluh;" dachte er. „Ein Name — bloß ein Name!"

Aber es half nichts. Der an diesem ganzen Tage zurückgedrängte Schmerz überfiel ihn mit aller Gewalt. Er gab es auf, ihn zurückzustoßen. Er wollte ihn gelten lassen, ihn ins Auge fassen, mit ihm rechnen und ihn so besiegen. Er sprach zu sich selbst:

„Ja, sie ist wie der weiße, keusche, herrliche Berg dort; sie, die ewig Geliebte. Du liebst sie noch, Max Rugenberg, mit allen Kräften deiner Seele und — denk' es aus, denk' es einmal ruhig aus! — sie liebt dich wieder! So fest wie diese Liebe, so fest steht die Notwendigkeit der Trennung. Das Vergangene ist geschehen — nimm die Folgen auf dich! Sei ein Mann! Leugne nicht mehr dein Innerstes, deine Liebe; aber wandle sie in eine Erinnerung, in einen Stern für das Leben der Pflicht, dessen gräßliche, kalte, öde Einsamkeit erwärmt und erhellt werden soll durch zarte Zuneigung und ewige Treue gegen das holde Geschöpf an deiner Seite. Das Leben, das durch diese Aussicht, diesen Hall allein überhaupt auch nur auszudenken ist."

Mit festem Entschluß faßte er Margrits Hand.

„Heimwehfluh — Margrit — sieh', ich bin ein heimwehkranker Mensch. Einer, der die innere Heimat verloren hat und der eine neue sucht. Wollen wir zwei uns eine Heimat schaffen, still und treu und abfeits von der großen Heerstraße, wie es für uns beide paßt? Hast du mich lieb genug, um mir fürs ganze Leben dorthin zu folgen?"

Sie sah mit scheuem, liebreichem Mitleid in sein blasses Gesicht, in seine mit forschender Frage sich in die ihrigen senkenden Augen.

„Ich hab' dich sehr lieb," sagte sie ganz leise. „Ich — ich möchte dir so gerne helfen, daß es mir das Herz abdrückt."

Da zog er sie sanft an sich und drückte einen langen Kuß auf ihre Stirn, und sie ließ es verwirrt und vertrauend zugleich geschehen.

* * *

Auf der Hotelterrasse an der Höhenpromenade saßen Doktor Josti, Max und Margrit, von der Heimwehfluh kommend, zum Abendessen beisammen. Von allen Seiten umspülte sie der Wellenschlag vornehmen Kurlebens. Elegante, in allen Sprachen der Welt plaudernde Menschen, darunter die eigenartigsten Typen; Glanz, Licht, Leben, Musik; huschende Kellner, diskret klappernde Teller; kühl-gleichgültige und interessiert-beobachtende Blicke.

Doktor Josti schaute zwischendurch öfter auf die Uhr. Es mußte rechtzeitig aufgebrochen werden, um noch mit dem letzten Schiff und der letzten Seilbahn den Beatenberg zu erreichen, wie er es Frau Julia in seinem Schreiben am Abend vorher angekündigt hatte.

Draußen fuhr ein Wagen vor. Der Pförtner eilte sogleich die Stufen hinunter, um den Schlag aufzureißen. Gleichgültig blickte Max, der der Straße zugewendet saß, zu den beiden dem Wagen entsteigenden Damen hinunter. Lebhaft die eine, mit gehaltenen, anmutigen Bewegungen die andere. Es durchzuckte ihn wie ein elektrischer Schlag — er hatte seine Mutter und Thea erkannt! Er saß unbeweglich, während Frau Julia die Stufen hinaufeilte und suchenden Blicks umherspähte. Langsam folgte Thea. Nun hatte Frau Julia die Gruppe erblickt und eilte mit ausgestreckten Händen auf Doktor Josti zu.

„Da alle noch nach Ihr sich umsehen! Herr Doktor, das war nicht nett von Ihnen! Wenn Ihr Schreiben nicht gewesen wäre, das ich heute morgen empfing, und mein ordentlichen Anweisungen Gregor und in dem Sie mich so unverbrüchlichen Nachforschungen um Verzeihung für Ihr unerhörtes Ausbleiben bitten — Sie hätten mich als Liebhaberin mitbergefunden! Dieser aber wäre es mir eingefallen, solche unhöflich und undankbar Gesellschaft noch obendrein abzuholen."

„Sie werden mir doch ganze Absolution erteilen, allerteuerste Freundin!" sagte der Doktor, mit warmem Wiedersehensfreude in ihr belebtes Antlitz schauend und ihr immer wieder bedeutungsvoll die Hand drückend.

Frau Julia streifte mit schnellforschendem Blick sein Gesicht.

„Da bin ich neugierig! Guten Abend, Max; die ist der Ausflug gut bekommen, du siehst bedeutend besser aus .... Liebste Margrit, Ihnen habe ich viele Grüße zu bringen von Ihrem verlassenen Freunde Barry.."

Inzwischen begrüßte Thea den Doktor Josti und seine Tochter. Auch Max hatte sich soweit gefaßt, um ihr ruhig die Hand reichen zu können, die sie in stummer Bewegung einen Augenblick fest umschloß.

„Wenn wir beiden verlassenen Frauen nicht angefangen hätten, uns inmitten der sich lichtenden Gesellschaft da droben grausam zu langweilen", sagte Frau Julia, als alle sich gesetzt hatten, „dann wären wir sicher trotz allem nicht heruntergekommen, um Sie im Triumph wieder auf den Beatenberg zu führen. Das ist mir jedenfalls klar geworden — obwohl Sie Fahnenflüchtiger es eigentlich nicht wert sind, daß ich es ausspreche —: ohne mein Doktorchen ist mir da oben nun einmal nicht wohl! Wir haben jedesmal einen weiten Bogen um das leere Chalet gemacht und nur hin und wieder von den rasch welkenden Rosen geholt oder Barry in seiner Einsamkeit besucht."

„Wo ist denn Fräulein Ulla?" fragte der Doktor.

„Das ist es ja eben — auch ausgeflogen! Ihre Münchner Freundin die Malerin Hetta Behrends, von der wir Ihnen erzählten, erschien eines Tages mit Lodenrock und Rucksack auf dem Beatenberg. Wir verlebten einen köstlichen Abend mit ihr, an dem sie so viel von München erzählte daß ich bald förmlich brenne, dorthin zu kommen. Am andern Morgen aber erklärte sie, das Verweilen auf dem Beatenberg würde ihr Tod sein. Denn abgesehen davon, daß sie das Hochgebirge nicht so gleichsam auf dem Präsentierteller anschauen könne, ohne daß es ihr in den Füßen kribbele, es zu besteigen, bekäme ihr auch sonst die Ruhe nicht. Sie würde dann malen müssen, da sich auf dem Beatenberg die Motive einem förmlich aufdrängen — und um dem Malen für einige Zeit zu entgehen, habe sie doch nur den Rucksack aufgeschnallt. Ulla fuhr auch die Kraxellust in die Füße, und so machten sich die beiden auf, den Grimselpaß und womöglich das Matterhorn zu bezwingen, von dem Fräulein Behrends erklärte, daß es neben dem Engadin die edelste Perle an der Krone der Schweiz sei. Das Berner Oberland dagegen sei ein leuchtender Brilliant, und sie habe von jeher die Perlen den Brillanten vorgezogen."

Indes Frau Julia so plauderte und alle aufmerksam zu lauschen schienen, beobachteten Max und Thea sich heimlich. Max blutete das Herz, wenn er sie ansah. Sie war blasser als sonst, die edle Stirn durchsichtig und mit feinen blauen Adern die graublauen Augen unnatürlich groß, umschattet und unnennlich in einer schmerzhaften Linie zusammengezogen.

Vor allem fand Tea Max verändert. Kraftvoller, stolzer, gerader sah er aus in der kleidsamen Touristenjoppe, in der sie ihn zum ersten Male sah. Vor allem ruhiger. Das breite Kinn trat fest hervor, die braunen Augen, die sie immer so besonders an ihm geliebt hatte und die in Beatenberg unstet umherirrten, blickten freier und klarer.

„Ich liebe ihn — oh, wie lieb' ich ihn!" dachte sie. „Und er — er liebt mich ja auch — wie konnte ich daran zweifeln? Ein böser Traum waren die letzten Tage! Er hat sich wiedergefunden — gewiß, wie könnte er sonst so ruhig und männlich aussehen! Nun gilt es, den letzten Rest des unseligen Wahnes von ihm zu nehmen. Warum weicht er noch immer meinen Blicken aus? Oh, wäre ich erst mit ihm allein, nur eine einzige Stunde allein!"

Mitten aus ihrem Geplauder heraus sprang Frau Julia auf.

„Da ist Gottlob noch für uns! Nämlich — Herrn Ob. unter Unterschrift! Wir haben für den Nachmittag eine Gebirgsfahrt im Mondschein gemacht, von Ihnen geplant, von Ihnen ausgeführt. Im Geheimen hatten wir uns Mut schon gemacht, Nur aber mich es Hell, wenn wir noch die Lage Morgenlicht erreichen wollen. Wir Geheimen, nehmen mit Mögen, ein gewisser ist schnell bereit. Ihr Hund in Interlaken, Entzücken, kommt ich. Wie wären hier, Ihr hier zu trennen. Wenn nicht, bitten wir Sie in Gedanken zum Schiff bereuter. Wenn Hand der Mond schon und am Himmel — ich glaube, es wird wunderbar!"

Nach kurzer Verständigung mit dem Doktor blieb Max noch einen Augenblick im Hotel zurück, um die Begleichung der Rechnung zu besorgen. Die andern traten auf die Straße hinaus. Dort stand noch der leichte Wagen, in dem Frau Julia und Thea angekommen waren. Es war ein feines elegantes Gefährt ohne Rückfitz, das nur für zwei Personen Platz hat. Der Doktor winkte einer Droschke herbei. In demselben Augenblick blitzte in Frau Julias anschlägigem Kopf eine Idee auf. Handeln, handeln! war nun einmal ihr Devise.

„Steigen Sie nur gleich mit Fräulein Margrit schon ein, Doktorchen! Max wird sich ja gleich bei Ihnen einstellen. In Theas und meinem Wagen ist nur Platz für zwei."

Sie ging zu dem kleinen Gefährt hinüber, nahm darin Platz und wartete, bis Thea neben ihr saß. Dann sprang sie wieder hinunter.

„Einen Augenblick, Thea, ich muß dem Doktor doch eben sagen."

Mit einigen raschen Schritten war sie bei der Droschke und stieg ohne Umstände zu den Jostis hinein.

„Doktorchen, ich will doch lieber mit Ihnen fahren; Thea und ich waren ohnehin die ganze Zeit beisammen. Max kann ja zu ihr steigen. Nach Leißigen, Kutscher, zufahren!"

Und im Abfahren winkte sie Thea zu: „Auf Wiedersehen in Leißigen Liebste! Max wird sich gleich bei dir einfinden!"

Der Doktor wollte etwas einwenden, hindern. Dann dachte er: „Es ist gut so. Lieber sofort eine Aussprache vor der neuen Nacht in Beatenberg!"

Und seine „getreueste Freundin" betrachtend, die ihm strahlend vor Befriedigung über den gelungenen Streich gegenübersaß und die doch mit ihm genau das Gegenteil von dem erreichte, was sie bezweckte, versank er in Nachdenken. Frau Julia kannte ihren alten Freund nicht wieder, und da auch Margrit vollkommen stumm blieb, hatte sie Mühe, auch nur die oberflächlichste Unterhaltung im Gange zu halten.

„Wenn ich ihn da oben erst unter vier Augen habe, diesen eigenmächtigen Doktor!" dachte sie schließlich zornig. „Dann soll er mir Rede und Antwort stehen, was das alles zu bedeuten hat!"

Max trat aus dem Hotel heraus und suchte im Scheine der Bogenlampen die beiden Gefährte. Er sah nur eins, aus dem sich ein schlanker Kopf unter dem weißen Federhut vorneigte. Unschlüssig sich umblickend, trat er näher.

„Die andern sind schon vorausgefahren", sagte Thea halblaut. „Tante Julia hat sich noch im letzten Augenblick zu den Jostis gesellt und mich allein zurückgelassen."

Mit zusammengepreßten Lippen stieg Max zu ihr in den Wagen und setzte sich an ihre Seite. Wie der Doktor dachte er: „Um so besser! Je eher es gesagt ist, um so kürzer die Qual!"

Inzwischen begann er, um die innere Aufregung zu übertäuben, in abgebrochenen Sätzen und mit gezwungener gleichgültiger Stimme von den Eindrücken seiner Reise zu erzählen. Thea blieb stumm.

Als nun die Lichter Interlakens hinter ihnen lagen und sie dicht nebeneinander durch die Dunkelheit fuhren, wurde auch er immer einsilbiger, und bald saßen sie in schwülem, quälendem Schweigen.

„Noch immer zu feige?" dachte er, mit heißen Augen in die schwarzen Schatten hinausstarrend. „Ach, feige ist wohl nicht das richtige Wort mehr! Wüßte ich nicht, daß sie mich liebte! Wüßte ich das nicht, wäre das nicht! An mich wollte ich nicht mehr denken!"

Ihr Arm streifte den seinen. Er fühlte den Stoff ihres weißen Mantels bis in alle Nerven hinein. Der fast unmerkliche zarte Fliederduft ging von ihr aus, den er kannte. Obwohl er den Kopf halb abgewendet hielt, stand vor seinen Augen die lockende, wunderherrliche Gestalt, das süße Gesicht mit den suchenden, fragenden Augen, der rote, sanftgeschwungene Mund. . .

(Fortsetzung folgt.)

— Der noble Landsturm. Na, Müllern, is Ihr Oller nich da? Sie meinen gewiß meinen Herrn Gemahl? — Nein, der befindet sich gegenwärtig zur Kur in Ostende

Die Berge aber ließen ihn nicht.

Skizze von Otto Rieß.

„Mutt, Tyras, daß du uns jetzt so ganz vergessen haben sollst, das ist nicht lieb!" sagte der Edthofer Karl zu seinem Hund, der schwanzwedelnd vorsprang, ihm Hand, als er verfuhr, die Tür des Wetterhauses hinter sich zum Berg zu öffnen. Es ging nicht! Unfreundlich kalte der Schneesturm, daß das mutlos gebaute Haus in den Grundfesten erzitterte.

„Da geht nicht, Tyras! Wir können unseres nicht hinaus!" Karl Edthofer sprang auf und trat gereizt in seine kleine Stube, in der es behaglich warm war. Er stand eine Weile und sah vor sich hin. Dumm war das! Da ganz und gar abgeschnitten sein! Freilich war er daran gewöhnt gewesen in den drei Jahren, als er als Ordonnanz des Meteorologen hier droben hauste, hatte er es niemals schmerzlich empfunden, im Gegenteil. In den Bergen geboren, ihnen in Leidenschaft ergeben, liebte er auch ihre Einsamkeit, hatte sie niemals bedrückend empfunden. Wozu brauchte er Menschen! So jung er war — er machte sich nichts aus ihnen, der Edthofer Karl! Wenn er nur seine Berge sah! Und den Tyras! Das war früher gewesen! Jetzt freilich kam es anders! Die Welt erbebte — und er saß hier in der atembeklemmenden Stille, abseits, ausgeschlossen von dem Großen, Erhebenden, das die Menschheit in ihren Bann zwang! Da war's!

Im Sommer wurde der Meteorolog zur Waffenübung eingezogen — und kam nimmer wieder. Der Edthofer Karl wartete und wartete, und dann telefonierten sie ihm von der Münchener Station, ob er, bis sich ein Nachfolger gefunden, den Dienst oben weiter versehen wolle und könne. Natürlich wollte er! Und können? Spielerei war's für den intelligenten Burschen, den der Meteorologe in den drei Jahren ganz fein abgerichtet hatte.

Köstlich war die ungestörte Freiheit jetzt für den Karl. So ganz und gar sein eigener Herr sein! Der Dienst nahm ihm nicht so viel Zeit, als daß er nicht auf die Jagd hätte gehen können, Licht, Luft und Sonne in sich hineintrinken nach Herzenslust. Wie ein König kam er sich vor — und pfiff auf die armen Menschlein da unten im Tal!

Aber dann — dann telefonierten sie ihm eines Tages vom Postamt unten im Ort herauf — seltsame Geschichten, die er erst gar nicht verstand! Krieg sollte es geben! Mobil wurde gemacht! Ja, war denn die Welt närrisch geworden! —

Als am fünfzehnten August der Waggerer Seppl ihm wie gewöhnlich Proviant hinaufbrachte, schickte sie ihm auch Zeitungen mit von da unten und da las nun der Karl schwarz auf weiß die seltsamsten Neuigkeiten. Ganz komisch wurde ihm zu Mut, und mit einem Schlage war alle Ruhe wie weggeblasen. Wie ein Wogen und Brausen ging es jetzt durch seine Bergeinsamkeit. Oft lehnte er an der Telegraphenstange und lauschte und horchte, und im Tosen des Bergföhns, der über die Eisfelder strich, hörte er Kanonendonner und Gewehrsalven, laute Hurrarufe — und das leise Aechzen Sterbender. Und wenn er dann hineinsah in das glitzernde Weiß des ewigen Schnees auf dem die funkelnde Sonne lag, wenn die urewige Märchenpracht ihn wie sonst umgab, in ihrer unvergänglichen, zauberhaften Reinheit und Majestät, dann packte es den Karl, daß er hätte niederknien mögen und beten: „Beschütze mir mein herrliches Vaterland vor den Horden, die es bedrohen. Du Allmächtiger da, droben!"

Vom Postamt unten kamen, wenn die Telefonverbindung nicht gestört war, jubelnde Siegesnachrichten. Und der Edthofer Karl preßte die Lippen zusammen: Jetzt nicht dabei sein dürfen!

Dann kamen wieder bange Tage der Unsicherheit: der Feind wehrte sich mit dem Mute der Verzweiflung, ging es doch um Sein oder Nichtsein. Der Einsame auf seiner Bergeshöhe kämpfte einen schweren Kampf: vielleicht kam es jetzt auf jede einzelne Kraft an! Und er befahl seine derben Bauernfäuste: sollten die denn immer noch feiern! Es gab so viel Arbeit für sie — da unten!

Schneestürme kamen immer häufiger. Kein Fremder verirrte sich mehr hinauf in die Berge; statt des Waggerer Seppl kam der alte Jochen mit dem Tragkorb heraufgekeucht: die Jungen im Dorf unten waren fast vollzählig eingerückt, hatten auch schon tapfer dreingeschlagen! In den Zeitungen, da könne er's selber lesen, wie sich die Feinde gerade vor den derben Bayernfäusten fürchteten, berichtete er. „Lang halt ich's auch nimmer aus da heroben", sagte der Karl finster. Als er dann allein war, besah er sich wieder seine Hände, reckte und krallte sie um die Büchse. Wie zum lebendigen Vorwurf wurde ihm ihre Kraft — und die sollten nicht mittun dürfen, die Pranken! Konnte er's denn wirklich noch weiter hier aushalten in der Stille, in der doch das Dröhnen der Schlachten ein

machtvolles Lied sang: Im Frieden arbeitet, wo die Pflicht beruft, rasen, Schüsse, ja Schüsse! — — — Die Weihnachtstage kamen noch einmal, Zugleich erhielt der Erbe zu den Wettern des Hofes, daß die ältere Erbe, mit dem er im Streit lebte, mit Frau und Kindern verunglückt sei, daß er im Besitz des Hofes sei. Trostlos stürzen schwere Stürme um, pfeifend und heulend rüttelten schwere Schneemassen ins Tal. Keine Kunde drang zu dem Einsamen, der nur heiser Kunde von letzten Tag des Jahres hörte wie ein von der Welt Vergessener.

Der Schneesturm hatte aufgehört. Der Edthofer Karl öffnete am frühen Morgen des Neujahrstages, der mit funkelnder Sonnenpracht und strahlend blauem Himmel angebrochen, das Tor des Wetterhauses. Er war merkwürdig aufgeräumt, mit Schaufel, Schaufel, Hacke, Seil und Axt, die er nahm dem Rucksack auf dem Rücken trug. Fast beklommen, voll der Freude, umfaßte Tyras seinen Herrn, der jetzt sorgfältig das Tor verschloß. Dann stand er und umfaßte mit einem langen, langen Blick die ihn umgebende Herrlichkeit. Wie das funkelte und glitzerte im Sonnenlicht! Und wie die Sonne brannte hier oben, wo man ihr so nah war! Beinahe wollte eine leise Wehmut in dem Burschen aufsteigen, als er sich langsam talabwärts wandte, wo noch die Morgennebel webten. Fort aus dem Licht — weiß Gott, für wie lange Zeit! Und wenn für immer. Mit einem stolzen Ruck warf der Edthofer Karl den Kopf in den Nacken und grüßte noch einmal seine Berge — die sollten ihm das Herz nicht schwer machen, wenn sie auch zum Abschied noch einmal ihren ganzen Zauber entfalteten! Nein — vor ihm lag der Weg, den er gehen mußte!

Grüßend, mit einem hellen Juchzer, schwenkte er sein grünes Lodenhütel mit dem prächtigen Gamsbart. Von den Bergwänden kam der helle Ton zurück wie ein Antwortgruß. Und dann begann der Abstieg. Obwohl der Edthofer jeden Stein droben kannte, wurde er mühe- und gefahrvoll, denn der starke Wind hatte den Schnee stark verweht und da recht eigentlicher Frost nicht gewesen, waren die Schneemassen nicht allzufest. Es ging nur langsam vorwärts, viel zu zögernd für die Ungeduld, die in ihm fieberte und seine sonstige Vorsicht beeinflußte. Das neue Jahr, das heute begann, sollte ihn schon auf seinem Posten finden — — keine Zeit wollte er mehr verlieren! Nur vorwärts, vorwärts! Und so klomm er hastig abwärts durch Eis und Schnee — immer tiefer. — So um Mittag mochte es sein, da stand auf der Dorfstraße schon geraume Weile der alte Jochen, hatte die Hand vor die Augen gelegt und sah kopfschüttelnd hinauf nach dem Bergwald: da war doch ein dunkler Punkt, der sich über den weißen Schnee vorwärts schob, weiter und weiter — — — und nun sauste es in weiten Sätzen daher, sprang an ihm hoch mit einem erschöpften, gequälten heiseren Jaulen und Winseln: dem Edthofer droben im Wetterhaus sein Hund, der Tyras! Ja, was hatte denn das zu bedeuten, wo kam das Vieh her? Und völlig kaput war der arme Kerl, zitterte und duckte sich, zerrte an Jochens Rock, rannte wieder gegen den Wald, sah sich so bittend um mit seinen klugen Augen. Der Jochen kraute seinen borstigen Schädel: da war etwas nicht in Ordnung. Schwerfällig ging er hinüber über die Straße und klopfte beim Nachbar Müller ans Fenster: „Du — — dem Edthofer sein Tyras is do — — und völlig irr is', das Vieh, — i glaub, da is sei was passiert — — meinst net, daß mer nachgucken sollten?"

„Könn' mer ja machen!" sagte der Müller bedächtig und schloß das Fenster, um gleich darauf völlig ausgerüstet mit Bergstock und Steigeisen auf die Straße zu treten: „Glaubst, daß ihm was passiert is, dem Jungen?" fragte er den Jochen, der bedenklich die Achseln zuckte. „Kunnt leicht sein — der Teufelskerl hat schon neuli g'sagt, er kimmt abi, 's hält'n nimmer droben in der Still' — und der Schnee is halt ang g'wesen jetzt!"

Noch zwei Nachbarn schlossen sich ihnen unterwegs an, und so folgten die vier Männer dem braven Tyras, der ihnen so schnell voran lief, daß sie kaum folgen konnten, war doch der Aufstieg beschwerlich und mühsam durch den weichen, tiefen Schnee. Und nun stand der Tyras und heulte — heulte, daß es schaurig von den Bergwänden zurückkam. Und aus dem tiefen weißen Schnee schauten nur zwei Punkte heraus — derbe Stiefelspitzen.

Trotz der Hast, mit der die Männer den Edthofer ausschaufelten, war es zu spät: er lag steif und kalt unter der ungeheuren Schneewächte, die ihn in die Tiefe gerissen und unter sich begraben hatte, ihn und sein ungeduldiges, heißes Herz, das nach tapferen Taten dürstete.

Auf dem stillen Dorffriedhof begruben sie ihn, und auf dem schlichten Holzkreuz stand sein Name, und darunter: „Er war ein Held — ward er auch besiegt! Die Berge aber hielten ihn fest und ließen ihn nicht!"

Der Herr Professor.

Humoristische Skizze von Willem Seiler (Wiesbaden).

Er hatte nicht gerufen, die er ihn genommen hatten. Nicht an der Tür anläutete! Mit seinem lebenslangen Schneckenmut, mit dem feligen Gefühl hatte man ihn gar nicht erst zur ärztlichen Untersuchung zugelassen; aber wenigstens hat er jetzt in Uniform in einem schönen Zimmerchen des alten Gerichtsgebäudes seines Wirkungskreises, fungierte als Schatzmeister des städtischen Hilfsfonds für Kriegsunterstützungen Witwen und führte gewissenhaft Rechnungsbücher an und hatte überdies die Briefe der Gefangenen aus dem nahen Kriegsgefangenenlager auf Spionagefurcht und sonstige Zulässigkeit zu prüfen. Seinem impertinentesten Arbeitstisch gegenüber an der Wand stand der schmale eiserne Schrank mit dem Kassenschloß, der die eingelaufenen Gelder bewahrte. Den Schlüssel dazu trug er hinein an der Westentasche. Man sieht die Summen immer zu einigen Tausenden anlaufen, ehe man sie der Bank zuführte. Eben jetzt wieder war die Ueberweisung fällig; aber Professor Schrader, umständlich und gewissenhaft wie er war, mochte niemand anderen mit der Einzahlung betrauen und selbst war er in diesen vielbeschäftigten Tagen erst nach Schluß der Bonstunden frei geworden. Das nagte ein wenig an ihm.

Tag und Nacht trug er dieses Geld in seinen Gedanken mit sich herum, ja es kam ihm fast vor, als habe er es wirklich in seine Rocktasche gesteckt. Ueberflüssigerweise befühlte er sich. Die Taschen waren leer. Natürlich! Er war es gewöhnt, unantastbar richtig und tadellos zu handeln. Ein Ehrenmann durch und durch.

Professor Schrader hatte 64, 66 und 70 mitgemacht, war Gymnasiallehrer, schließlich Direktor geworden und nun, seit seiner Pensionierung, voll unbeschäftigten Tatendrangs. Seine Familie litt ein wenig unter ihm, nun da er immer zu Hause war und sich mit wohl ausgearbeiteten, aber unerprobten Theorien um die häuslichen Angelegenheiten kümmerte.

So entdeckte er auf seinen täglichen langen Spaziergängen in die ländliche Umgebung hinaus fortwährend die herrlichsten und billigsten Bezugsquellen für Brot, Kartoffeln, Gemüse, die nur den Nachteil hatten, daß man, um die Ware einzuholen, eines besonderen Boten oder ungeheuer viel freier Zeit bedurft hätte. Er hatte seiner Frau eine sinnreiche Wirtschaftskasse vom Buchbinder anfertigen lassen mit vierzig Fächern, deren jedes eine besondere Rubrikbezeichnung trug und genau auf den Pfennig so viel Geld enthielt, wie monatlich für das Benannte ausgegeben werden durfte. Da war ein Fach für Nadeln, Zwirn und Gummiwaren, ein anderes für Klavierstunden, Putzfrau oder elektrische Bahnen.

Unbequemer war es, daß der Hausherr jeden Morgen in der Küche einen „Tagesbefehl" aufhing für das Mädchen, der jeder Stunde und Minute ihre bestimmte Beschäftigung anwies.

Nun aber saß der Pflichtgetreue unschädlich und nutzvoll in seinem schmalen Zimmerchen im alten Gerichtsgebäude und widmete seinen Tätigkeitsdrang dem Vaterlande. Eben wieder waren Briefe aus dem Gefangenenlager angelangt, die er durchzusehen hatte. Schrader hatte früher Englisch und Französisch als Hauptlehrfach versehen, aber sein grammatikalisch korrektes Wissen hatte schweren Stand diesen oft eleganten, oft wieder unorthographischen oder flüchtigen Aufzeichnungen gegenüber.

Auch die Kasse machte ihm zu schaffen. Er hatte sich für sein Amt eine besondere Rundschrift angelehrt, um ja keine Verwechslung mit seinem Privatkonto, auch etwa nur für seine eigenen Augen, herbeizuführen. Außerdem öffnete er nach jeder Ein- oder Auszahlung den Schrank wohl zehnmal wieder, um nachzuzählen, ob er sich auch nicht geirrt habe. Ob alles in Ordnung sei.

Und eines Abends, da er gerade nach Hause gehen wollte, fand er den Schrankschlüssel nicht. Er stand wie betäubt, suchte dann, kurzsichtig wie er war, auf den Knien, schließlich wie eine Schlange umherkriechend, die ganze Stube ab. Umsonst. Nirgends glänzte oder klirrte es, der Schlüssel blieb verschwunden.

Und wenn nun Diebe den Schlüssel fanden? Wenn sie in der Nacht den Schrank öffneten, beraubten? Das Haus war unbewohnt, der Kastellan, der sonst dort schlief, zum Militär eingezogen, die Scheuerfrau kam erst am nächsten Morgen.

Professor Schrader zog seinen Rock aus und legte ihn sorgfältig zusammen. Sein Entschluß war gefaßt. Er wußte, was er seinem Amte schuldig war. Er rückte seine drei Stühle zusammen, den Rock, unter den er die zusammengerollte Aktenmappe legte, benutzte er als Kopfkissen, die staubige Juteedecke auf seinem Tisch als Federbett. „Die Kameraden im Schützengraben haben es noch schlechter", dachte er ergeben. Ihn hungerte. Die Seinen zu benachrichtigen, gab es heute abend keine Möglichkeit mehr. So ergab er sich drein, getröstet durch dieses neue Ruhmesblatt im Gesamtrange seiner Pflichten.

Er verbrachte eine schlaflose Nacht: Durst, Hunger, alle Glieder taten ihm weh. Und wer konnte den Schlüssel wiederfinden? Die Minna? Er meinte gut, unbedenklich auf diese gutes Kind. Wenn Diebe hätten es tun, der ihn ein rührendes Mittel, ihn zu bestehlen gekommen wäre. Und er bei sie zum unbestimmten Mute angestellt, ja Mitbestohlene, er bei der Sache gar keinen Mitt.

Als die Schwestern am nächsten Morgen kam, war sein Gemüt ein verzweifelter.

„Minna!" Die kam herbeigetrippelt. „Minna", sagte Schrader leise, „haben Sie vielleicht einen Schlüssel gefunden?"

Sie starrte ihn an wie ein Gespenst. „Der Herr Direktor schon so früh auf?"

Er wiederholte seine Frage. „Einen Schlüssel? Ja ja. Oben liegt er mir doch entgegen — — —." Sie eilte davon und kam triumphierend mit dem Schlüssel zurück. „Wie gut, daß er nicht 'reingefallen ist!"

Der Professor antwortet nicht. Er kämpfte mit einem Schluchzen. Wie liebkosend hielt er den Schlüssel zwischen seinen Händen. Dann, als ob er sich vergewissern müsse, daß es der rechte sei, weder verbogen noch sonst verdorben, steckte er ihn sorgsam in das Schrankschlüsselloch und schloß auf. Knarrend öffnete sich die Tür. Schrader taumelte zurück, das kleine obere Fach, in dem er das Geld bewahrte, war leer. Er griff tiefer in die anderen Fächer. Sollte ihm ein Irrtum begegnet sein? Ihm? Das war unmöglich. Aber er suchte doch, ob er das Geld vielleicht an die unrechte Stelle gelegt habe? Minna war längst draußen. Er schloß die Tür ab, suchte sorgfältig alle Mappen und Bücher und Papiere durch — umsonst! Er setzte sich vor den geöffneten Schrank und starrte hinein. Gestern vormittag — das wußte er bestimmt — war das Geld noch dagewesen. Er hatte es selbst in der Hand gehabt, hatte es in ein großes, festes Kuvert geschlossen. Deutlich sah er es vor sich.

Und er irrte sich nie!

Sein inquisitorischer Spürsinn wurde wach: irgendwie mußte das Verschwinden des Schlüssels ja zusammenhängen mit dem Diebstahl. Einen Augenblick befriedigte der Gedanke ihn beinahe. Es wäre ja auch zu unglaublich gewesen, daß er, Direktor Professor Schrader, den Schlüssel so achtlos hätte verlieren können. Unmöglich! So angestrengt er aber auch nachsann, er fand keinen Faden. Am Nachmittag war der Schrank nicht mehr geöffnet worden, am Vormittag hatte er das Kuvert noch gesehen, logischerweise mußte das Geld also geraubt sein, während er zu Hause Mittag aß. Da aber hatte er den Schlüssel bestimmt noch gehabt. Er hatte ihn deutlich gefühlt, als er, nach einer guten Mehlspeise, die Weste etwas erweiterte. Dann also — — —"

Als habe er einen Schüler vor sich, der böser Streiche überführt werden sollte, so redete er da in der kahlen, verschlossenen Stube auf sich selber ein. Zuletzt erschrak er. Er hatte Angst, den Verstand eingebüßt zu haben.

Er schloß die Tür auf, nahm die erste Droschke, der er draußen begegnete, und fuhr nach seiner Wohnung.

Als er nun ankam, totenblaß, Haar und Bart ineinander gewirrt, bestaubt, zerknittert, stürzten Tochter und Frau ihm jammernd entgegen. Er wehrte sie würdevoll ab. „Nicht auf der Straße. Man wird ohnedies bald genug alles erfahren". Allmählich kam denn das Furchtbare heraus. „Man muß mich ja für den Dieb halten! Erst der Schlüssel nicht zu finden, dann der Schrank leer!" Es war wie eine fixe Idee. Seine Frau sprach zu ihm, er hörte sie gar nicht, er redete weiter: „Natürlich müssen wir es ersetzen, jetzt gleich, und wenn ich alles verkaufen müßte!"

Und immer wieder von neuem ausbrechend der Vorwurf: „Warum habe ich auch die viertausend Mark nicht auf die Bank geschickt."

Die Frau Direktor hielt ihm beide Hände, wie einem Kinde, dem man heilende Medizin beibringen will. „Aber Du hast sie ja auf die Bank geschickt", schrie sie aus Leibeskräften. Ich selbst habe sie ja doch hingetragen."

„Du?"

„Ja, weißt Du es denn nicht mehr? Du hast es mir noch so auf die Seele gebunden, gestern mittag, ehe Du wieder ins Gerichtsgebäude gingst." Sie lief zu ihrem kleinen Schreibtisch, schloß auf und gab ihm die Bankquittung in die Hand.

Er nahm sie. Das Blut schoß ihm beängstigend zu Gesicht. Die Tochter, zitternd, schob ihm einen Stuhl herbei, aber der alte Herr richtete sich in die Höhe. Gerade, die rechte Hand zwischen die oberen Knöpfe seines Rockes geschoben, stand er da wie eine Ehrenstatue seiner selbst.

„Ich wußte es ja", sagte er mit Ueberzeugung, „was ich übernommen habe, das führe ich durch, auch wenn ich selber einmal daran zweifle! Und nun möchte ich frühstücken. Solch eine freiwillige Nachtwache strengt an."